

Einunddreißigster Sonntag.

Ganz etwas Neues habe ich zu berichten! Die kleine Französin ist da und heißt Josephine. Sie ist zwölf Jahre alt und ist natürlich größer als ich; sie hat ganz, ganz schwarzes Haar und große braune Augen. Als sie ankam, denn sie kam ganz allein, und war immer mit der Eisenbahn oder Diligence gefahren, und hatte nur Briefe mitgebracht aus dem Institute, an Prediger, die an dem Wege wohnen, für den Fall, daß sie krank werden möchte, und um dort mitunter zu schlafen und auszuruhen; als sie ankam, sah sie ganz furchtsam aus, aber Mama nahm sie in ihre Arme und küßte sie und brachte sie zu mir.

Daß sie so allein fortgekommen ist in der Welt und ganz vernünftig, darüber konnten Wilhelm, Otto und ich

uns nicht genug wundern. Die Eltern hatten Geld zur Reise nach Paris geschickt; das hatte man ihr gegeben und zugleich Alles aufgeschrieben, was die Beförderung kostet; und nun hatte sie in einem kleinen Buche Rechnung geführt und lange nicht alles Geld ausgegeben, sondern viel an Mama zurückgebracht.

Es war Abend, als sie ankam, und nachdem sie gegessen hatte, erlaubte Mama, daß ich mit Josephine auf ihre Stube gehen und ihren Koffer mit auspacken durfte. Das amüsirte uns sehr. Auf jedes Stück, von welchem ich nicht wußte, wie es auf Französisch heißt, zeigte ich mit dem Finger, und dann sagte sie mir den Namen; darüber lachten wir sehr.

Einmal sagte ich etwas recht Dummes, und darüber schäme ich mich noch. Sie hat auch einen Kasten mit, und da fragte ich: „est ce là votre commodité?“ — Sie lachte sehr und sagte: „Non, chère Marie, c'est mon nécessaire.“ Das war recht unangenehm!

Ich sagte alle französische Worte, die ich kann, und so konnten wir uns doch verstehen. Meine kleinen Arbeiten zeigte ich ihr auch und sagte: „un pauvre garçon —

nous travaillons — envoyer à l'école — voulez vous aussi?“ — Das verstand sie doch und sagte: „oui, oui, de tout mon coeur.“ Wir waren noch lange nicht fertig mit Sprechen und Auspacken, da mußte ich zu Bette. Das war recht schade!

Am andern Morgen sah es schon ganz ordentlich aus in Josephinens Stube, als ich sie zum Frühstück abholte; es war schon Alles in die Schubfächer gepackt, aber sie sagte, daß sie mir Sonntag, wenn wir Beide Zeit hätten, ihre Sachen zeigen wolle. Ein kleines Gebetbuch, worin sie eben gelesen, zeigte sie mir, und darin hatte ihre Lehrerin geschrieben:

„Souviens toi, que Dieu est ton père.“

Das ist doch hübsch.

Nach dem Frühstück gingen wir mit den Brüdern in den Garten; Josephine konnte Otto gar nicht verstehen und zu Allem, was er sprach, sagte sie immer: „Ja, ja, ja!“ denn das ist das einzige deutsche Wort, was sie kann.

Die Brüder ließen uns bald allein, denn sie mochten nicht hören, daß wir Französisch sprachen, und so ging ich mit Josephine umher und zeigte ihr Alles, den ganzen Garten

und meinen kleinen Garten und denjenigen, den Otto und Wilhelm angelegt haben. Sie fand Alles sehr hübsch, den „charmant!“ sagte sie sehr oft. Wenn Josephine mit Mama und Tante Susanne Französisch spricht, das klingt hübsch; das geht aber sehr schnell, daß ich fast nichts verstehe. So schnell kann ich noch nicht. —

Mama hat einen Kummer gehabt; vor zwei Wintern fand man auf der Landstraße, aber etwas vom Wege ab, eine Frau mit Kindern im Schnee, aber die Frau war todt. Ihr Mann war ein Scheerenschleifer gewesen und war gestorben, und nun hatte sie mit ihren beiden Kindern in ihre Heimath zurückkehren wollen, ein Schneewetter hatte sie überfallen, und sie war gewiß eingeschlafen und vor Kälte gestorben. Das kleinste Kind starb einen Tag, nachdem man es aufgefunden, aber das ältere Kind, ein Junge von zwölf Jahren, lebte und war ganz munter. Für den wollte Mama sorgen.

Mama ließ ihn zu sich kommen, und wir besahen ihn auch; er hieß Johann Friedrich Lange, und war ganz erstaunt über unser schönes Haus und über die großen Spiegel; er hatte niemals früher einen großen Spiegel gesehen,

und besah sich darin und schnitt Gesichter. Otto sagte: „recht wie ein Affe,“ aber mir that es doch leid, daß er noch so dumm war.

Mama ließ ihn kleiden und gab ihn bei einem Tischler auf dem Lande in die Lehre, und ließ ihn auch die Schule besuchen, und er hatte es da sehr gut, sagte aber doch oft: „Immer hier bleiben, das mag ich nicht, das ist so still!“

Als wir den Sommer nach Blumenthal kamen, nahm Mama ihn nach dem Hofe, ließ ihn fleißig die Schule besuchen, und Herr Flohr unterrichtete ihn auch. Als er zuerst kam, mußten wir lachen; Mama hatte gesagt, er solle bei dem Reitknecht schlafen, er aber verkroch sich ins Heu und sagte: „Das thue ich nicht, wer weiß, was das für ein vornehmer Mann ist!“ Im Winter kam er wieder zu seinem Tischler.

Friedrich betrug sich immer gut; er lernte, er war fleißig und treu, aber lustig war er nicht, und sagte oft: „An einer Stelle immer bleiben, das gefällt mir nicht.“ Mama sagte damals: „Das ist die Wanderlust!“ — Nun jezt, vor ein paar Tagen, ist er fortgegangen, ganz heimlich und hat mit Kreide auf den Tisch geschrieben: „Ich danke

für alles Gute, aber bleiben kann ich nicht." Mama weinte, als sie das erfuhr, und sagte: „Der arme Knabe! Gott beschütze ihn.“ Otto sagte: „Mama, nun hast Du all Dein Geld vergebens ausgegeben.“ „Nein,“ antwortete Mama, „nicht vergebens, denn er hat Gott fürchten und lieben gelernt, und ein schlechter Mensch wird er gewiß nicht.“ Ich mußte auch darüber weinen.

Ob wir ihn wohl jemals wieder sehen, oder etwas von ihm hören werden? Herr Flohr wahr sehr ungehalten auf den Jungen, und gar nicht so geneigt, seine Flucht durch angeborne Wanderlust zu entschuldigen, wie unsere gute Mama. Er sagte, Friedrich habe sich jedenfalls als sehr undankbar erwiesen, und Undank sei ein schweres Laster. Er wollte ihm nichts Böses wünschen, aber dem Undankbaren gehe es selten gut. Herr Flohr mag wohl Recht haben; ich sage aber doch immer, wenn ich an ihn denke: der arme Knabe.

Marie.